

Peter Bubmann

Can't beat the feeling. Musik wirkt – aber wie?¹

Unterwegs im Interregio nach Heidelberg höre ich plötzlich hinter mir ein vertrautes Geräusch: bumm - zak, bumm - zak, bumm - zak, nicht sehr laut, aber auch nicht zu überhören. Ich drehe mich um, und sehe in die gläsernen Augen eines jungen Mannes. Sein Kopf bewegt sich leicht im Grundrhythmus der bass-drum mit. Sein Blick schweift gedankenverloren aus dem Fenster in die Weite. Walk-man-Meditation könnte ich das nennen. In der Zeitung lese ich zur gleichen Zeit von den Aufmärschen der Zulus in Südafrika. Es ist zu schrecklichen Gewalttätigkeiten zwischen der Schwarzenbewegung ANC und der Inkatha-Bewegung der Zulus gekommen. Ein Nebensatz der Zeitungsmeldung macht mich nachdenklich: Die Zulus seien mit gewaltigen und aggressiven Gesängen aufmarschiert und hätten bereits dadurch Angst und Schrecken verbreitet.

Der Musikwissenschaftler Hermann Rauhe berichtet immer wieder von einem Fall von Heilung durch Musik. Ein halbseitig gelähmter Schlaganfallpatient konnte in der Neurologischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg-Harburg dadurch die Bewegungsfähigkeit des gelähmten Beines wiedererlangen, daß ihm die Melodie „Oh, Donna Clara“ vorgespielt wurde, zu der der Patient einst in der Tanzstunde besonders intensiv den Tango erlernte. Dadurch fühlte er sich so stimuliert, daß er erste kleine Bewegungen mit seinem Bein vollziehen konnte.²

Solche Beispiele für die unterschiedliche Wirkung von Musik lassen sich durch biblische Berichte ergänzen:

So gerät etwa eine Schar von Propheten beim Spiel der Harfe, der Pauken, der Flöte und der Zither in religiöse Ekstase. Sie sind also ganz außer sich, in „prophetischer Verzückung“, wie die Einheitsübersetzung übersetzt (1 Sam 10,5).

Oder: König Saul läßt sich aus seinem Trübsinn durch das Harfenspiel Davids herausreißen (1 Sam 16,16).

An anderen Stellen wird das Singen von Lobliedern mit der Wirkung des Heiligen Geistes eng zusammengebracht (Eph 5,19).

Musik taucht jedoch in der Bibel nicht immer nur in positiven Zusammenhängen auf. Sie kann auch zur Unzeit erklingen und dann den Blick auf das Eigentliche, nämlich das Engagement für Gerechtigkeit und für die Armen verstellen. „Weg mit dem Geplärr deiner Lieder“ – heißt es dann – „Dein Harfenspiel mag ich nicht hören. Sondern das Recht ströme wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach“ (Am 5,23; vgl. Jes 5,12; Hiob 21,12).

Schon diese wenigen Beispiele erlauben es, folgende These zu formulieren:
Musik wirkt vielfältig und bewirkt Unterschiedliches.

Das klingt banal – ist es jedoch nicht. Denn es ist gar nicht so einfach zu verdeutlichen, warum Musik einmal heilend, ein andermal aggressiv-zerstörerisch wirkt. Die Wirkung von Musik beruht nämlich auf sehr komplizierten Wahrnehmungs- und Verhaltensprozessen. Im folgenden soll es darum gehen, wenigstens einige Grundaspekte dieser

1 Gekürzte Fassung eines Vortrags beim SMD-Schülerkongreß Karsamstag 1994 in Koblenz.

2 Vgl. H. Rauhe, Wie Musik helfend und heilend wirken kann. Musik und Therapie, in: P. Bubmann (Hrsg.), Menschenfreundliche Musik. Politische, therapeutische und religiöse Aspekte des Musikerlebens, Gütersloh 1993, S. 128-144, hier: S. 133.

Wirkung zu benennen, um anschließend zu fragen, wie wir damit in unserem christlichen Leben umgehen wollen und können.

Nun gibt es eine Reihe von Autoren vorwiegend evangelikaler Prägung, die das Bedürfnis nach genaueren Auskünften über die Wirkung von Musik mit allzu einfachen, häufig fundamentalistischen Lösungsformeln zu stillen versuchen: es gebe auf der einen Seite Musik, die Gottes Willen entspricht und also positiv wirkt, auf der anderen Seite die Musik des Teufels. Ein Blick in die Bibel und eine Portion eigener Vorurteile genügen dann offenbar, um genau angeben zu können, wie welche Musik wirkt. Meist sind diese Studien nur mit dem einzigen Zweck geschrieben, Rockmusik als mit dem christlichen Leben unvereinbare Musik darzustellen. Ich nenne als Beispiele solcher meist evangelikaler Warnliteratur die Bücher von Martin Heide („Musik um jeden Preis?“), von Mathieu Egger („Beaten? oder Beten?“), Walter Kohli („Rockmusik und christliche Lebenshaltung“) und Rudolf Gerhardt („Der Schritt zu weit. Christliche Rockmusik“).³ Die Vorwürfe sind immer wieder die gleichen:

Rockmusik wirke schädlich, weil die Rockstars denkbar ungeeignete Leitbilder für die Jugend seien. Sie sei für den Werteverlust heute verantwortlich und fördere wilde Sexualität, Drogenkonsum und Anarchie. Die stark rhythmisch orientierte Musik stehe im Konflikt mit den natürlichen Körperrhythmen und verletze Gottes Schöpfungsordnung, sie sei gesundheitsschädlich, führe zu Aggressionen und stifte manchmal sogar zum Selbstmord an. Im übrigen verleite solche Musik zu nicht-christlicher Religiosität und zu Okkultismus. Mit einem Wort: Rockmusik wirke extrem schädlich und sei daher die antichristliche Musik schlechthin.

In den genannten Warnschriften wird übersehen, daß Musik ein geschichtliches Kulturgut ist, und sich ihre Wirkung daher mit den wechselnden geschichtlichen Kontexten verändert. Aus diesem Grund kann es auch kein übergeschichtliches Gesetz Gottes über die gute und schlechte Wirkung von Musik geben. Anders gesagt:

Musik ist ein Ergebnis des freien Handelns des Menschen.

Daß es Grenzen dieser Freiheit aus theologischen Gründen gibt, wird noch zur Sprache kommen. Daß man jedoch nur mit Glaubenssätzen, also ohne Kenntnis der musikalischen Wirkungsforschung, über die Wirkung von Musik urteilen könne, halte ich für einen gefährlichen Irrglauben, der die christliche Freiheit nicht ernst nimmt.

Nun gibt es auch von christlich-engagierten Autoren einige (wenige) Schriften und Studien, die dieser Warnliteratur widersprechen und genauer hinsehen und hinhören wollen, um zu ausgewogeneren Urteilen zu gelangen.⁴ Doch wird auch dort meist noch zu wenig wahrgenommen, was neuere musikwissenschaftliche Untersuchungen zur Wirkung von Musik zu sagen haben.⁵

3 Weiter wären als Autoren zu nennen: Ulrich Bäumer, John Rockwell, Michael Buschmann, Dan + Steve Peters u. Cher Merrill, Ernst Trachsel-Paull u. a.; kritisch dazu: Andreas Malessa, *Beaten oder Beten? Rockmusik und evangelikale Kritik*, in: P. Bubmann/R. Tischer (Hrsg.), *Pop & Religion. Auf dem Weg zu einer neuen Volksfrömmigkeit?*, Stuttgart 1992, 140–146.

4 Vgl. vor allem Steve Lawhead, *Das Schaf im Wolfspelz*, Wiesbaden 1983; Hans Arved Willberg, *Streit um Töne, Gleben* 1991; sachlicher als in seinem ersten Buch auch: U. Bäumer, *Rock – Musikrevolution des 20. Jahrhunderts – eine kritische Analyse*, Bielefeld 1988.

5 Zu ersten Ansätzen einer Aufnahme musikwissenschaftlicher Erkenntnisse vgl. P. Bubmann, *Triviale Traumzeit? Die Diskussion um populäre religiöse Musik aus musiksoziologischer Perspektive*, in: P. Bubmann/R. Tischer, *Pop & Religion*, a. a. O. (s. ob. Anm. 3), 147–162, sowie P. Bubmann, *Traumzeit und Stammesritual. Bausteine zu einer kritischen Theorie der Populärmusik*, in: *Der Evangelische Erzieher* 46 (1994), 108–122.

Die neuere musikalische Wirkungsforschung hat insbesondere darauf verwiesen, daß die Wirkung der Musik sehr davon abhängt, unter welchen *Vermittlungsbedingungen* Musik gehört oder aktiv gemacht wird. Unter Vermittlungsbedingungen sind zu verstehen: Der Ort, die Zeit, die Situation, die Atmosphäre, die sozialen und gruppendynamischen Bindungen und die Vermittlungsart (also etwa Live-Musik oder CD etc.). Die Wirkung von Musik ist eben sehr unterschiedlich, je nachdem, ob ich aktiv im Chor an einer Fernsehübertragung der H-Moll-Messe von Bach mitwirke, oder ob jemand während der Abendessensvorbereitungen diese Sendung nebenher mitlaufen läßt, ob ich als Fan einer Rockgruppe vorne an der Bühne bei einem Livekonzert stehe, oder ob ich zuhause ein Madonna-Video nebenher laufen lasse. Schon weil die Vermittlungsbedingungen sehr unterschiedlich sind, ist es absurd zu behaupten, Rockmusik wirke immer gleich, nämlich schädlich. Es kommt vielmehr völlig darauf an, was man daraus macht.

Über die konkrete Wirkung einer Musik können also nur dann Auskünfte gegeben werden, wenn man die Vermittlungsbedingungen sowie die musikalische Vorgeschichte derjenigen, auf die die Musik wirken soll, genau kennt. Erschwerend kommt hinzu, daß Hörer-Forschungen zu dem Ergebnis gekommen sind, daß es unterschiedliche Typen von Hörerinnen und Hörern gibt:⁶

Zum einen Text Hörer, die primär auf die Songtexte achten; dann Hörer, die das Musikhören nur als Mittel für andere Zwecke benutzen, etwa um mit überlauter Lautstärke die Eltern zu ärgern; dann zerstreute Hörer, die die Musik als Hintergrundklangtapete brauchen, damit sie sich wohler und weniger einsam fühlen; weiterhin Motoriker, die jede Musik sofort in Körperbewegungen umsetzen müssen, wo also gleichsam unter Umgehung des Bewußtseins ein Kurzschluß zwischen Ohr und Beinen geschieht; Stimmungshörer, die Klänge dazu benutzen, in ihre eigenen Phantasien abzudriften; Fans, die sich hauptsächlich für die Stars und Geschichtchen statt für die Musik interessieren; schließlich informierte Hörer und Kenner, die sich mit der Machart der Musik beschäftigen und sich über Hintergründe und Kompositionstechniken kundig machen. Durch die inzwischen gängige Verbindung von Popmusik und Videos vervielfältigen sich die Möglichkeiten der Wahrnehmung natürlich nochmals.

Es dürfte deutlich sein, daß etwa die Wirkung von passiv konsumierter Popmusik sehr von dem jeweiligen Hörertyp abhängt. Die These etwa, Rockhörer würden automatisch das ausschweifende Lebensverhalten ihrer Stars nachahmen, mag zwar für die Gruppe der Fans gelegentlich zutreffen. Die Stimmungshörer oder auch die Kenner interessieren sich jedoch weniger für das Sexualleben der Musiker als vielmehr darum, was ihnen die Musik für ihre eigenen Traumwelten oder für ihr musikalisches Know-how bietet.

Daher nun eine Zwischenthese: *Weil Musik ganz unterschiedlich gehört wird und in verschiedenen Situationen ertönt, wirkt sich Musik auch unterschiedlich aus.*

Wissen wir jetzt nicht genauso viel oder wenig wie zu Beginn?
Ist unter diesen Umständen nicht alles relativ und die Frage nach der Wirkung von Musik sinnlos?

6 Für den Bereich der Popmusik vgl. vor allem: T. Kneif Rockmusik. Ein Handbuch zum kritischen Verständnis, Reinbek b. Hamburg 1982, S. 17–27, sowie: E. Jost, Sozialpsychologische Faktoren der Popmusik-Rezeption (Musikpädagogik; Forschung und Lehre 11), Mainz 1976.

Nein, denn zum einen gibt es einige natürliche Gesetzmäßigkeiten des Hörens und Reagierens, zum anderen auch sozialwissenschaftlich erhebbare Trends und Gewohnheiten musikalischen Verhaltens, worüber einschlägige Studien wenigstens für gewisse Teilbereiche, etwa den Besuch eines Rockkonzertes nähere Auskunft über die zur Zeit übliche Wirkung bei Hörern geben.

Zu den natürlichen Gesetzmäßigkeiten zählt etwa, daß Menschen unterschiedlicher Kulturkreise auf der ganzen Erde die Oktave als besonderes Intervall zweier Töne erkennen und daß dauernde Lautstärke über 90 Dezibel das Gehör schädigt. Wenn Musik also – wie es bei Livekonzerten von Rockgruppen leider öfters der Fall ist – weit über dieser Grenze gespielt wird, treten Beeinträchtigungen des Hörsinns ein, die irreparabel sein können.

In der musiktherapeutischen Wirkungsforschung hat man darüberhinaus erkannt, daß in unserem Kulturkreis viele Menschen ähnlich auf bestimmte Rhythmen, Melodien und Klänge reagieren.⁷ Ich erwähne nur wenige Beispiele: Ein durchgehaltener motorisch-pulsierender Grundschlag wirkt meist antriebsfördernd und motiviert zu körperlicher Bewegung. Das haben die Musik J.S. Bachs und die Rockmusik gemeinsam. Andererseits wirken langausgehaltene, getragene Töne über langsamen pulsierenden Baßbewegungen ausgesprochen beruhigend, wie die auch unter Jugendlichen noch immer geliebte Air von J.S. Bach beweist. Wer allerdings bei diesem Stück an einen schmerzhaften Verlust denkt, weil das Stück etwa bei der Beerdigung eines nahen Verwandten oder Freundes gespielt wurde, für den wird dieses Stück weniger entspannend wirken. Das zeigt wiederum, daß bestimmte Musik nicht mechanisch, wie bei einer Maschine, bestimmte Wirkungen im Menschen auslöst, sondern daß die jeweilige Geschichte des Hörenden einen wichtigen Filter für die Wirkung darstellt.

Trotzdem – der Einsatz von Musik in Werbung und als Hintergrundmusik in Filmen beweist das – reagieren viele Menschen auf bestimmte musikalische Gestaltungselemente ähnlich und lassen sich somit auch manipulieren. (Man müßte sich unter diesem Gesichtspunkt etwa einmal den Film „Schindlers Liste“ ohne die Filmmusik ansehen können. Die Wirkung des Films wäre dann vermutlich eine veränderte.)

Auch Melodien mit viel Sekunden, also engen Tonabständen, wirken häufig beruhigend (als Beispiel sei das Lied „Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer“ erwähnt, in dem auch das Prinzip der Sequenz, also der Wiederholung von Motiven zur Anwendung kommt).

Was aber läßt sich darüberhinaus über die Wirkung von Musik, vor allem von Pop- und Rockmusik sagen?

„Außer Thesen nichts gewesen“ könnte man darauf antworten. Denn vieles ist einfach noch nicht ausreichend erforscht.

Die Frage zum Beispiel, wie sich MTV, also das Musikvideo-Konsumieren dauerhaft auf das Verhalten von Jugendlichen und Erwachsenen auswirkt, ist trotz einiger empirischer Studien noch nicht eindeutig geklärt. Kommt es hier wirklich zum totalen Ausklinken aus der Wirklichkeit, zum Realitätsverlust, zu einer Weltwahrnehmung, die nur noch aus buntbewegten Bildern und Musikfetzen besteht, wie besorgte Kulturkritiker vermuten? Verdummt also MTV die Kids endgültig und unterwirft sie dem Diktat der allmächtigen Musikindustrie?

7 Vgl. H. Rauhe, *Wie Musik helfend und heilend wirken kann*, a.a.O. (s. ob. Anm. 2), S. 138–143.

Wie wirkt sich eine durchgemachte Tekkno-Nacht auf die Psyche und Arbeitskraft von Jugendlichen aus? Handelt es sich hier um ein reinigendes musikalisches Bad oder um eine die Nerven schädigende Tortur?

Oder stimmt die These, daß das Hören von populärer Musik, etwa auch volkstümlicher Musik wie beim Musikantenstadl den Hörern eine Geborgenheit schenkt, die ihnen sonst im Alltag fehlt, und die sie sich daher in der Musik suchen und dabei neue Kräfte tanken? Schmusepop als Mamaersatz sozusagen?

Vieles ist also noch offen, und dennoch lassen sich einige *Grundwirkungen von Musik*, vor allem von Rock- und Popmusik, festhalten, die durch neuere wissenschaftliche Untersuchungen bestätigt werden.⁸

Von der *physiologischen* Wirkung von Musik war eben schon in puncto Lautstärke die Rede. Physiologisch meint, daß Musik sich unmittelbar auf die Physik des Körpers, also auf seine biologische Verfaßtheit auswirkt. Das ist bei der Rockmusik besonders deutlich. Denn in sehr lauten Konzerten lassen sich etwa die Baßtöne als Vibrieren im Bauch bemerken und geht der harte Grundrhythmus von drum-set und E-Baß im wörtlichen Sinn in die Glieder. Positiv gesehen gewinnt hier Musik eine körperliche, leibliche Dimension zurück, die sie in der europäischen Tradition der Kunstmusik zum Teil verloren hat, weil sich hier das Ideal des aufmerksamen und stillen Zuhörens im Konzertsaal durchgesetzt hat (verlorengegangen ist übrigens nicht der Rhythmus als solcher, sondern die *motorische* Reaktion der Hörer; angefangen von den Orchesterkonzerten J.S. Bachs und A. Vivaldis, über Beethovens oder Bruckners Symphonien bis zu Carl Orffs und vor allem Igor Strawinskys Orchesterwerken gab es natürlich immer auch Musikwerke, die sehr stark rhythmische Wirkungen haben; heute entdecken wir allmählich, daß auch solche Musik zu Bewegung und Tanz geradezu einlädt). Hermann Rauhe, bekannter Musikwissenschaftler auf dem Gebiet der musikalischen Wirkungsforschung, spricht in diesem Zusammenhang von „Resomatisierung“, also von Wiederverleiblichung der Musik. Für diejenigen, die sich zur lauten und daher auch im Bauch spürbaren Musik eines Live-Rockkonzertes bewegen und tanzen, kommt es ähnlich wie im Sport zu neuen, ausgleichenden Körpererfahrungen. Möglicherweise kann auf diese Art eine Menge Sitzfleischfrust aus dem Alltag abgebaut werden.

Wichtig und offensichtlich ist zweitens die *gemeinschaftsstiftende* Wirkung des Rockmusikhörens, auf die verschiedene Jugendstudien hinweisen. Im gemeinsamen Hören von CDs oder Kassetten, im Ansehen von Musikvideos, können sich Gruppen von Gleichaltrigen zusammenfinden und ihre eigene kulturelle Welt errichten. Um die Musik herum entwickeln sich gleichsam Stammesrituale einer Jugendclique. Das stärkt das Selbstbewußtsein und hilft über die Konflikte der Schulzeit hinweg.

Für die Dauer eines Konzertes existieren solche Stammesrituale auch in der großen Hörergemeinde eines Rockkonzertes. Das gemeinsame rhythmische Klatschen und das refrainartige Mitsingen erinnert nicht zufällig an ekstatisch-kultische Rituale. Aber wie

⁸ Vgl. vor allem: Peter Spengler, *Rockmusik und Jugend. Bedeutung und Funktion einer Musikkultur für die Identitätssuche im Jugendalter* (wissen & praxis; 11), Frankfurt a.M. 1987²; Helmut Voullième, *Die Faszination der Rockmusik. Überlegungen aus bildungstheoretischer Perspektive*, Opladen 1987; J. Terhag, *Populäre Musik und Jugendkulturen. Über die Möglichkeiten und Grenzen der Musikpädagogik und Musikwissenschaft*; 13, Regensburg 1989; Roland Hafen, *Hedonismus und Rockmusik: Eine empirische Studie zum Live-Erlebnis Jugendlicher*, in: *Musikpädagogische Forschungsberichte 1992*, hrsg. von H. Gembris u.a., Augsburg 1993, 200–252.

in den kirchlichen Gemeinden gibt es auch hier die besonders engagierte Kerngemeinde und die eher distanzierteren Zuhörer.⁹ Und auf beide wirkt die Musik natürlich je unterschiedlich.

Daß Musik *politisch* wirken kann, zeigt etwa die Wirkungsgeschichte der Opern von Richard Wagner, dessen Musik von den Nationalsozialisten für ihre Zwecke mißbraucht wurde.¹⁰

Bis zum Beginn der achtziger Jahre galt es auch als ausgemacht, daß Rockmusik sozialrevolutionär wirke, daß sie Teil eines Kampfes der jungen Generation gegen die spießige Erwachsenenwelt sei. Inzwischen lachen die Kinder immer öfter ihre Eltern aus, wenn die erzählen, sie hätten 1968 und später versucht, auch mit Rockmusik die Welt zu verändern. Erst als rechtsradikale Jugendliche auch die Rockmusik in den Dienst ihrer Ideologie stellten, taucht beim Kölner und Frankfurter Solidaritätskonzert 1992 gegen Fremdenhaß nochmals eine Erinnerung an die ehemals politische Wirkung der Rockmusik auf. Insgesamt aber hat der Kommerz die Rock-Popmaschine fest im Griff. Und die heutigen Jugendlichen wissen das, ohne sich groß daran zu stören.¹¹

Trotzdem oder gerade deshalb hat natürlich der Konsum von Pop- und Rockmusik insgesamt eine politische Wirkung: Er verstärkt den Trend zu einer Freizeit-, Genuß- und Erlebnisgesellschaft, in der das eigene Vergnügen an erster Stelle steht, und das Engagement für Arme und Unterdrückte unpopulär geworden ist. Man sollte sich nichts vormachen: Wer konsumierend an der Rock/Popszene teilnimmt, stützt in jeden Fall das kapitalistisch organisierte musikindustrielle System.

Die Wirkung von Musik hat weiterhin eine *psychische* Seite. Vor allem bei den Stimmungshörern dient Musik dazu, bestimmte erwünschte Stimmungslagen herzustellen, Glücksgefühle oder Besinnlichkeit, Aggressivität oder harmonische Friedlichkeit.

Das Hören von Musik per Walkman oder zuhause allein vor der Hi-Fi-Anlage dient nach den Ergebnissen von Jugendstudien häufig als Traumzeit, als Zeit für das Ausleben eigener Phantasien, Wünsche und Ideen. Musik wirkt hier manchmal fast schon wie eine Droge, indem sie für eine bestimmte Zeit in eine andere Welt entführt und Situationen des Glücks erfahren läßt. Positiv gesehen bietet Musik in dieser Sicht Schutzzonen vor der Leistungsgesellschaft, sowie Geborgenheitserlebnisse, die an die frühkindliche Nestwärme erinnern, weshalb Fachleute hier von „Regression“, also vom Zurückschreiten in kindliche Entwicklungsstadien reden.

Insbesondere beim aktiven Musizieren kommt es auch zu *geistigen* Wirkungen der Musik. Die Beschäftigung mit Musik erweitert den geistigen Horizont und erhöht die Konzentrationsfähigkeit. Genaues Hinhören und Hinsehen etwa bei Operaufführungen, aber genauso auch bei Musik und Videos guter Rockinterpreten schärft das Ohr und den Blick für die menschliche Kreativität insgesamt. Die Folge ist eine veränderte intensivere Weltwahrnehmung.

9 Roland Hafen hat in seiner Studie „Hedonismus und Rockmusik: Eine empirische Studie zum Live-Erlebnis Jugendlicher“ (s. ob. Anm. 8) nachgewiesen, daß sogar die Mehrheit der Besucher von Rockkonzerten zum Typ der Konsumenten zu rechnen ist, die sich nur ungern stärker ins musikalische Geschehen involvieren läßt.

10 Vgl. P. Bubmann, Tönend bewegte Freiheit? Musik und Politik, in: P. Bubmann (Hrsg.), Menschenfreundliche Musik (s. ob. Anm. 2), S. 35–57.

11 Als Überblick über die politische Dimension der Popmusik vgl. Johannes Kandel, „The Politics of Dancing“ – oder: Wie politisch ist Rock/Pop?, in P. Bubmann (Hrsg.), Menschenfreundliche Musik (s. ob. Anm. 2), S. 69–83.

Schließlich hat Musik für viele Menschen auch eine ausgesprochene *religiöse* Wirkung, und das keineswegs nur innerhalb kirchlicher Räume und Kreise. Unter Religion verstehen dabei viele Menschen zunächst einmal alles, was sie über die Alltagserfahrung hinausführt und eine persönliche letzte Bindung und Gewißheit vermittelt. Das Hören von Musik kann als Meditation erlebt werden, Musik gewinnt dann heiligen Charakter, sie erhebt die Seele. Und die Sehnsüchte, die sich häufig bei jüngeren Fans an ihre Stars heften, werden nicht selten mit den religiösen Erwartungen an einen Messias verglichen.¹²

In der christlich-geistlichen Musik wird nun die religiöse Dimension der Musik auch ausdrücklich genutzt, sei es zur Unterstützung verkündender oder gotteslobender Textaussagen, sei es zur Verdichtung bestimmter Stimmungen im Gottesdienst oder als Hilfe zur gemeindlichen Gemeinschaftsbildung.

Was ist nun aus theologisch-ethischer Sicht zu all diesen Wirkungen von Musik zu sagen? Um ein irgendwie aus der Bibel herausdestilliertes allgemeines Gesetz der Musik, also eine Art musikalisches Naturgesetz, kann es ja nach allem bisher Gesagten nicht gehen.

Theologisch ist bei der den Menschen von Gott geschenkten Freiheit einzusetzen, wie sie am deutlichsten von Paulus in seinen Briefen beschrieben wird. Diese Freiheit ist nun klar zu unterscheiden von Willkür, also von der These, Freiheit bestehe darin, immer nur das zu tun, wozu man gerade Lust habe. Insofern gibt es durchaus Grenzen der christlichen Freiheit. Die sind aber nicht einfach übergeschichtlich, sondern verändern sich durch die soziale und geschichtliche Situation. Die 10 Gebote sind wichtigster Ausdruck solcher Freiheitsgrenzen. Aber selbst sie sind zeitbedingt und daher heute zu ergänzen oder neu zu interpretieren. Die theologische Ethik kann nur einige Hinweise geben, die bei der Urteilsbildung und bei der Bewertung der Wirkung von Musik zu beachten sind. Entscheiden müssen letztlich die Glaubenden selbst, allerdings nie einsam in privater Abschottung, sondern in öffentlicher Auseinandersetzung und im Kontakt mit anderen Christinnen und Christen.

Ich nenne nur noch stichwortartig einige Leitlinien für diese Bewertung entlang der genannten Grundwirkungen von Musik:

Sobald Musik aufgrund ihrer Lautstärke oder ihrer Struktur dauerhafte Schädigungen an Leib und Seele bewirkt, ist sie selbstverständlich aus christlicher Sicht abzulehnen.

Die gemeinschaftsbildende Wirkung von Musik samt ihren Stammesritualen ist zu begrüßen, solange sie nicht in Gruppenterror und in die Gleichschaltung aller Interessen der Mitglieder ausartet.

Der politischen Dimension der Musik sollte man sich immer bewußt sein. Vielleicht könnte es für Christen gelegentlich angezeigt sein, durch bewußten Konsumverzicht auch auf dem Gebiet der Popmusik anzuzeigen, daß wir noch andere Lebensinhalte als die Teilnahme an der materialistischen Konsumgesellschaft kennen. Das Wiederentdecken der Stille und das soziale Engagement könnten vielleicht bewußt machen, wieviel Lebenszeit man möglicherweise durch das Hören von Popmusik vertan hat.

12 Zur kultischen Dimension von Rockkonzert Ritualen vgl.: Bernd Schwarze, *Close Encounters Of Another Kind. Rock- und Popmusik diesseits und jenseits des Alltäglichen*, in: P. Bubmann (Hrsg.), *Menschenfreundliche Musik* (s. ob. Anm. 2), S. 114–127; sowie: H. Albrecht, *Die Religion der Massenmedien*, Stuttgart/Berlin/Köln 1993, 9–34.

Ich kann keinen stichhaltigen theologischen Grund erkennen, der das Träumen und Phantasieren bei Musik verbieten würde. Wiederum kommt es allerdings auf das rechte Maß an. Wenn statt der Schularbeiten und statt des Treffs mit Freunden nur noch allein unter der akustischen Haube (sprich Walkman) geträumt wird, dann stimmt möglicherweise etwas nicht mehr. Und wenn MTV zum fast ausschließlichen Freizeitinhalt wird, dann ist der Verdacht der Weltflucht wohl nicht ganz von der Hand zu weisen. Regression, also Rückkehr in kindliche Phantasiewelten, kann sehr hilfreich sein, sie darf jedoch nie zum einzigen Dauerzustand des Bewußtseins werden.

Hinsichtlich der geistigen Wirkung kommt es sehr auf die Inhalte an. Nichts gegen endlose Diskussionen über Texte, Covers etc. der je eigenen Lieblingsgruppen oder über die neuesten technischen Entwicklungen auf dem Musikmarkt. Aber auch da kann es zu Einseitigkeiten kommen, wenn Gespräche über andere Themen als die eigene Lieblingsmusik kaum mehr möglich sind.

Schließlich der heikle Punkt der religiösen Dimension von Musik. Es ist wahr, Musik kann zum religiösen Kult werden, zum Götzendienst im biblischen Sinn (und das nicht nur in den Ritualen der Rockmusik, sondern etwa auch bei den Bayreuther Wagner-Festspielen). Das muß sie jedoch nicht, wenn das gleichsam kultische Gehabe auf der Bühne als raffinierte Inszenierung durchschaut wird und man sich auf dieses Spiel in dem Bewußtsein einläßt, daß es hier eben um musikalisches Theater und nicht um den Ernst des Lebens geht. Allerdings gibt es einige wenige Musiker und Gruppen gerade im Rocksektor, die ihre Musik tatsächlich unter dem Aspekt betreiben, irgendeine neue oder alte, oft okkulte oder satanistische Religion zu verbreiten. Von diesem Mißbrauch der Schöpfungsgabe Musik werden sich Christinnen und Christen einfach dadurch deutlich abgrenzen, daß sie nicht zu solchen Konzerten gehen und ihre sächliche Kritik daran auch öffentlich bekunden. Vor allem aber werden sie versuchen, gute Musik zu machen, die auch denen etwas bietet, die jetzt noch zu solchen Konzerten meinen gehen zu müssen. Daß es dazu nicht unbedingt frommer Texte bedarf, beginnt sich allmählich herumzusprechen. Nicht die christliche Rockmusik, sondern von Christen gemachte gute Rockmusik ist die richtige Antwort auf manche negative Erscheinung der Rockszene.

Am Ende steht nochmals die These des Anfangs: Musik wirkt vielfältig und unterschiedlich. Mit vorschnellen Bewertungen und Verurteilungen bestimmter musikalischer Stilrichtungen ist es daher nicht getan. Christinnen und Christen lassen sich in Freiheit und Verantwortung auf die komplizierte Wirklichkeit ein und fragen und forschen lieber noch ein zweites und drittes Mal nach, bevor sie vorschnelle Verurteilungen vornehmen. Denn es heißt ja bereits in 1. Thessalonicher 5,21: „Prüfet alles, und behaltet das Gute!“